



Nein Jahre, nachdem Prokofiew seine russische Heimat verlassen hatte, besuchte er als inzwischen international berühmter Komponist und Pianist die Sowjetunion anlässlich einer zweimonatigen Konzertreise. Tag für Tag schrieb er seine Begegnungen und Erlebnisse auf, die vielfach anekdotische Bedeutung haben. Seine erst vor wenigen Jahren aufgefundenen lebendigen Aufzeichnungen schildern die Strapazen des Reisens, unbequeme, verspätete Züge, Hotelzimmer mit Wasserkrügen statt -hähnen, Taschendiebe und Bittsteller. Darüber hinaus sind sie ein wertvolles Zeitdokument für die musikpolitische Situation in dem jungen Staat, dessen Musikleben von Machtstrategen, Mitläufern,

Gilbert & Sullivan, das erfolgreichste Autoren-gepaar komischer Opern im England Königin Viktorias, hatten außerhalb des englischen Sprachraums nur mäßigen Erfolg. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert. Die wenigen Versuche einiger Opernhäuser außerhalb Englands und natürlich auch in Deutschland, ihr Publikum mit dem Werk der Briten bekannt zu machen, verliefen weitgehend im Sande. Dafür haben in den letzten Jahren gleich mehrere renommierte Schallplattenfirmen Aufnahmen der wichtigsten Opern auch auf den deut-

18 **FonoForum** 7/94

Fanatikern und Idealisten bestimmt wurde. Prokofiew konzertierte damals mit dem Persimfans, jenem legendären Ensemble, das nach Einschätzung einiger Kommunisten damals die einzige wahrhaft kommunistische Institution in der ganzen UdSSR gewesen war. Aus erster Hand erfährt der Leser so manches über die musikalischen Probleme dieses Vorläufers heutiger dirigentenloser Kammerorchester. Schade, daß es wohl keine Tondokumente mit dem Persimfans gibt!

Bei dem ansprechend aufgemachten Buch handelt es sich um die deutsche Fassung einer 1991 erschienenen englischen Publikation. Allerdings wurde das Sowjetische Tagebuch von Gottfried Eberle direkt aus dem Russischen übersetzt. Dem Tagebuch ist die Autobiographie von 1941 vorangestellt, deren Übersetzung von Willi Reich aus dem Englischen bereits 1962 in deutscher Sprache erschien und für dieses Buch überarbeitet sowie mit einigen erläuternden Anmerkungen versehen wurde.

Martin Elste

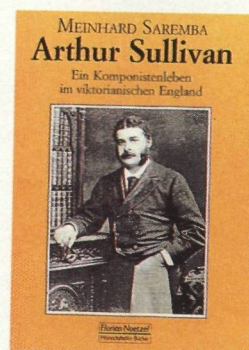
Serge Prokofiew: Aus meinem Leben und Sowjetisches Tagebuch 1927.
M & T Verlag, Zürich, St. Gallen
1993, 409 S., DM 48,-

schon Markt gebracht – sowohl in historischen wie auch hervorragenden neuen Einspielungen. Wenn schon kaum auf der Bühne, so ist wenigstens auf diesem Wege ein gründliches Kennenlernen von „G & S“ möglich.

Wer an den komischen Opern Gefallen findet und mehr über deren Schöpfer erfahren will, der ist mit der Biographie über Arthur Sullivan von Meinhard Sarembe sehr gut bedient. Denn Sarembe liefert nicht nur eine ausführliche Beschreibung von Sullivans Leben – der ersten übrigens, die nicht auf englisch erschienen ist – und eine sach-

kundige Analyse seiner Musik; vielmehr läßt der Autor, mit dem Objekt seiner Untersuchung stets im Mittelpunkt, eine ganze Epoche, das viktorianische England, Revue passieren.

Zwar kann man sich an den komischen Opern von William Schwenck Gilbert und Arthur Seymour Sullivan auch ganz unvoreingenommen delectieren, aber die Kenntnis der politischen, soziologischen und künstlerischen Implikationen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vertiefen naturgemäß das Verständnis für



die Werke. Schließlich hat der Librettist Gilbert seine Texte gespickt mit satirischen Anspielungen auf britische Gepflogenheiten und häufig auch (tages-)aktuellen Ereignissen, die Werken wie „Patience“, „HMS Pinafore“ oder „Iolanthe“ stellenweise kabarettistische Züge verleihen. Doch bei aller Kritik, darauf weist Sarembe mit Recht hin, haben die beiden nie grundsätzlich die Ordnung und Strukturen der viktorianischen Gesellschaft in Frage gestellt (dafür war Sullivan viel zu gerne ein Mitglied in deren ersten Reihen). Daß sie einen Satz von Jonathan Swift zum Motto ihrer Arbeit gemacht haben, hatte eher pragmatisch-theatralische als aufklärerische Gründe: „Laster zu entlarven und die Leute zum Lachen zu bringen, nutzt dem Staat mehr als alle Minister von Adam bis Walpole...“

Nicht nur die Rolle des Komponisten, auch die des um das Musikleben seines

Landes besorgten Künstlers zeichnet Sarembe detailliert nach. Sullivan war einer der wenigen herausragenden Musiker seiner Zeit, der dem brachliegenden Tonschaffen überlebenswichtige Impulse gab. „Ich bin der Meinung, daß die Musik als Kunstgattung bald zum Teufel gehen wird, wenn nicht ein paar begeisterte, geschickte, fähige und junge ausgebildete Musiker die Sache in die Hand nehmen“, ermahnte er seine Landsleute – und war selbst derjenige, der seine Forderung am eifrigsten befolgte. Darüber hinaus setzte er sich für die Werke Schumanns und Schuberts ein, die er während seiner Studienjahre in Leipzig kennengelernt hatte und die auf der Insel nicht sonderlich geschätzt wurden. Die Idee, wenn auch nicht die Realisierung, die Rechte der Musiker an ihren Werken gesetzlich festzuschreiben, ging ebenso von Sullivan aus wie das Bestreben, Orchesterwerke des Barock in ihrer originalen Instrumentation zur Aufführung zu bringen – ein Norrington des 19. Jahrhunderts sozusagen.

Ein komplexes Künstlerleben mithin, dessen zahlreiche Facetten Sarembe minutiös berücksichtigt. Störend macht sich mitunter nur der Drang des Autors bemerkbar, Informationen und Zitate zu kompilieren, sowohl im Text wie in den 623 (!) Fußnoten, die mit Sullivans Leben und Werk, wenn überhaupt, nur am Rande zu tun haben.

Ein detailliertes Werkverzeichnis (mit ausführlichen Inhaltsangaben der Bühnenstücke) und eine umfassende Discographie ergänzen das Werk, dem ein Plädoyer für mehr von Gilbert & Sullivan auf unseren Bühnen beigelegt ist.

Rainer Nolden

Meinhard Sarembe: Arthur Sullivan. Ein Komponistenleben im viktorianischen England. Mit einem Vorwort von Sir Charles Mackerras.
Mit 58 Abb. und 76 Notenbeispielen.
Florian Noetzel Verlag, Wilhelmshaven 1994, 437 S., DM 88,-



Nur über wenige Interpreten ist so viel geschrieben und berichtet worden wie über Yehudi Menuhin. Auch dürfte sich kaum ein Musiker so ausgiebig über sich selbst, seine Kunst und sein persönliches Weltbild verbreitet haben – von den ausgesprochenen Medienstars der Klassikszene wie Karajan, Bernstein oder Gould einmal abgesehen. Bereits 1955 legte Robert Magidoff seine nicht unumstrittene Menuhin-Biographie vor, 1976 folgte „Unvollendete Reise“, die Autobiographie des Künstlers. Der Vater, Moshe Menuhin, meldete sich mit einer Familiensaga zu Wort, und schließlich unternahm auch Künstlergattin Diana einen literarischen Anlauf, um mit Menuhin noch einmal „Durch Dur und Moll“ zu gehen.

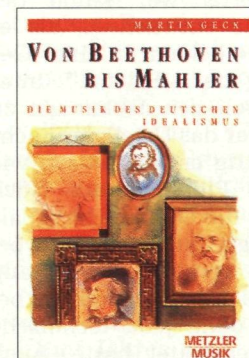
Tony Palmers Menuhin-Portrait basiert auf dem Material, das der Autor für seine Fernsehbiographie „ein Familienportrait“ gesammelt hat, die anlässlich des 75. Geburtstags des Geigers von der BBC ausgestrahlt wurde. „Ein ungeschminktes, authentisches Portrait“ verspricht Palmer dem Leser und unerwartet offene Auskunft der Familienmitglieder über das Leben des Künstlers. Und an Offenheit mangelt es diesem Buch wirklich nicht, es nimmt passagenweise sogar den Charakter von „Enthüllungen“ an und bietet schlaglichtartig Einblicke in die Privatsphäre der Menuhin-Familie, die durchaus

geeignet sind, manchen glühenden Verehrer zu befremden, wenn nicht gar zu erschrecken und am Mythos zweifeln zu lassen. Sicher scheiden sich die Geister daran, ob es sinnvoll ist, innerfamiliäre Angelegenheiten, die den Intimbereich berühren, öffentlich aufzuarbeiten. In seiner Autobiographie hatte es Menuhin gemieden, näher auf seine erste gescheiterte Ehe einzugehen. Hier nun hat man (endlich?) die Möglichkeit, genaueres zu erfahren und begibt sich vielleicht doch ein gutes Stück auf das rutschige Parkett des voyeurhaften Boulevard. Grell beleuchtet Palmers Buch die „Wunderkind“-Problematik, die in Menuhins Biographie quasi als exemplarisches Extrem dasteht. Im goldenen Käfig, mit Privatlehrern und bestem „intellektuellem“ Umgang wollten die streng fürsorglichen Eltern, fern der Realität des „normalen“ Lebens, das Potential des genial Begabten quasi ausbrüten. Für sich spricht die Äußerung Hephzibah Menuhins: „Von Anfang an wurde uns eingeimpft, alles habe einen Sinn und Zweck, eine Ernsthaftigkeit, die zum Beispiel die Existenz von Spielsachen ausschloß. Soweit ich mich erinnern kann, hatten wir kein Spielzeug. Während mein Vater es harmlos fand, sorgte meine Mutter dafür, daß derlei Ablenkungen, die er womöglich hereinschuggelte, aus unserem Leben verbannt wurden...“ Das böse Erwachen aus der Scheinwelt war vorprogrammiert. Es kam für Menuhin in den vierziger Jahren, mit dem Schrecken des Krieges, dem Scheitern seiner ersten Ehe und dem Schock beim Anblick des Holocaust im Konzentrationslager Bergen-Belsen, wo er mit Benjamin Britten als Klavierbegleiter gegen Kriegsende aufgetreten war. Ganz offen kommen dann auch Menuhins geigerische Probleme zur Sprache, mit denen er nach dem Krieg permanent zu kämpfen hatte

und die eine grundlegende Erneuerung der technischen Grundlagen erforderlich machten. Daß sich Menuhin dann über seine eigentliche geigerische Berufung hinaus zu einer charismatischen, universalen Künstlerpersönlichkeit, zu einem idealistischen Vordenker und Humanisten entwickelte, erscheint vor diesem verschrobenen persönlichen Hintergrund wie eine schmerzhaft, aber glückliche und segensreiche Wiedergeburt. Denn auch das totale Scheitern wäre denkbar gewesen. Manchem mag das „Wunder Menuhin“ in diesem Buch zumindest teilweise demontiert erscheinen: Doch vieles erscheint einfach nur menschlicher.

Norbert Hornig

Tony Palmer: Yehudi Menuhin. Ein Portrait.
Clausen Verlag, Hildesheim 1993,
262 S., 21 Abb., DM 39,80



Ein großes, ein wichtiges, ein empfehlenswertes Buch, verfaßt in einer klaren, verständlichen Sprache, die kein einziges Mal in jene affektierte „Geistreichelei“ verfällt, die einem die Lektüre vieler neuerer musikalischer Publikationen so unerträglich macht. Der behandelte Stoff ist sozusagen ein Allerweltsthema: die deutsche Musik der Klassik und Romantik, jene musikalische Speisekammer, von deren Vorräten unsere Konzert- und Schallplattenprogramme am ausgiebigsten zehren.

Martin Geck, Professor für

Musikwissenschaft an der Universität Dortmund und Autor mehrerer profunder theoretischer Werke, erbringt den Beweis, daß sich selbst über jene Themen, die längst als abgegrast gelten, Neues und Wichtiges mitteilen läßt. Dem Autor geht es weniger darum, den Leser mit Werk-Analysen zu beliefern (obwohl auch diese vorkommen), als vielmehr um das Aufzeigen der tiefen Verbindungen, die zwischen der Musik des 19. Jahrhunderts und den grundlegenden Ideen des Zeitalters bestehen. Musik und Geistesgeschichte am Beispiel des deutschen Idealismus – dies ist nicht zum ersten Mal, wohl aber kaum jemals so gründlich und kenntnisreich dargestellt worden. Kurzum ein Buch, das jedem, ob „vom Fach“ oder nicht, Anregung und wertvolle Bereicherung bieten wird. Die eingestreuten Essays, die sich speziellen Fragen widmen, sind Meisterleistungen geistvoller, oft auch witziger Musikschriftstellerei. Hervorhebung verdienen die Aufsätze über Franz Liszt, die zum Treffendsten zählen, was je zu diesem Thema geschrieben wurde.

Der Autor macht anständigerweise kein Hehl aus seinen Vorlieben und Abneigungen (mit diesem Problem hat wohl jeder Analytiker zu tun). Somit gibt es ein deutlich erkennbares „pro“ bei Mahler, ein „contra“ bei Bruckner. Das mag den Leser zu Widersprüchen reizen, was mit provokanten Äußerungen wie der bekannten, Bruckner habe „seine eine Sinfonie neunmal geschrieben“ zweifellos geschehen wird. Das Beste, was sich über dieses Buch sagen läßt: daß es auch dort überzeugend ist, wo man als Leser nicht mit der Meinung des Autors übereinstimmt.

Clemens Höslinger

Martin Geck: Von Beethoven bis Mahler. Die Musik des deutschen Idealismus.
Verlag J. B. Metzler, Stuttgart,
Weimar 1993, 476 S., DM 68,-

FonoForum 7/94 19